

Altphilologen dazu anregen, globales Denken, das einstweilen vorwiegend im wirtschaftlichen und nachrichtentechnischen Sinn verstanden wird, auch einmal auf der kulturellen Ebene zu versuchen (wobei wir aber möglichst darauf verzichten sollten, von dem inzwischen schon allzu abgegriffenen Schlagwort „multikulturell“ Gebrauch zu machen). Natürlich dürften wir die einzelnen Thesen Huntingtons nicht unbesehen übernehmen. Aber in *e i n e m* Punkte sollten wir uns von ihm in einem tieferen Sinne „provokieren“ lassen. Huntington scheint nämlich bei den obersten Werten der einzelnen Kulturkreise, also dort, wo sich die Menschen sozusagen im Absoluten verankern möchten, an keine „prästabilisierte Harmonie“ zu glauben. Es wäre m. E. nicht zuletzt für Altphilologen eine wichtige Frage, ob der Amerikaner hier recht hat oder nicht, und falls ja, welche Konsequenzen dann daraus für einen sich immer noch als „humanistisch“ verstehenden altsprachlichen Unterricht zu ziehen wären.

- 1) Samuel P. Huntington: Kampf der Kulturen, Europa-Verlag 1997 (englischer Originaltitel: The Clash of Civilizations).
- 2) Der deutsche Sprachgebrauch von „Kultur“ und „Zivilisation“ entspricht bekanntlich nicht genau dem englischen und französischen. Darum sah sich der deutsche Übersetzer des Buches von Huntington hier zu gewissen Freiheiten genötigt (siehe die Vorbemerkung auf S. 14), denen ich mich hier und im folgenden anschließe.
- 3) „Einleuchtend“ bleibt das Modell allerdings nur, wenn man die christlichen Autoren der Spätantike entweder ausklammert oder als Dokumente eines Kontrasts zur „heidnischen“ Antike klar herausstellt. Will man dies nicht, so muss man m. E. konsequenterweise die Linien über das Mittelalter bis in die Neuzeit hinein durchziehen und dann auch von den für die Entstehung der Industriekultur so bedeutsamen „Säkularisierungen“ christlicher Denkformen sprechen. Ich verweise hier auf die einschlägigen Ausführungen in meiner Broschüre „Antike als Gegenbild“ (Speyer 1990), besonders auf deren drittes und fünftes Kapitel.
- 4) Vgl. Robinsohn, S. B.: Bildungsreform als Revision des Curriculum, Berlin 1967, S.19.

HEINZ MUNDING, 67365 Schwegenheim

## Epikureische Lebensberatung

Schmerz, Tod und Fortleben, diese drei, sind der im Tagesgetriebe zumeist nicht wahrgenommene Angst- und Besorgnishinter- und -untergrund des denkenden Lebens und womöglich Ursache allen philosophischen Fragens überhaupt. Das Tier verkriecht sich zum Sterben oder sucht die Nähe eines Gefährten oder auch des Menschen. Der Mensch weiß um sein Sterben, seit er den ersten flüchtigen Überblick über sein Leben, seine Zeitlichkeit und Unabgesichertheit gewonnen hat. Der nun verstorbene Psychotherapeut Walter Schindler sagte als Achtzigjähriger in einem Vortrag: „Wir schreien als Kind nach der Mutter, wir rufen sie als Erwachsener, wenn wir in Not sind, und wir werden noch auf dem Sterbebett nach ihr rufen.“ Wenn wir niemandes Kinder mehr sein können, sind wir genötigt, wir selbst zu sein, ausgeliefert, verurteilt.

In Augenblicken der eigenen Infragestellung, des Alleinseins, der Krankheit präsentieren diese drei dem Menschen ihre Sicht und Perspektive der Dinge, die er *nolens volens* zu der seinen zu ma-

chen gezwungen ist. Schmerz und Vernichtung, die möglicherweise vollständige und endgültige, formieren und färben den emotionalen Untergrund, der noch die geglücktesten Stunden mit gradueller Bitternis durchflieht: den der Angst. Ihm kann durch den menschentypischen returnierenden Reflexionskreislauf nicht entronnen werden.

Angst erzeugt die Vorstellung des Schreckens jener drei apokalyptischen Bedrohungen und wird wiederum durch eben die Vorstellung bestärkt, bekräftigt, in Mark und Herz befestigt. „Es ist absurd, daß wir geboren werden; es ist absurd, daß wir sterben.“<sup>1</sup> Der Mut sinkt nicht selten, weil Sinnhaftigkeit abhanden kommt. Wozu der ewige Kreislauf des Lebens: Schmerz, Tod, Vernichtung? Warum ist das immer wieder durchzustehen und zu bestehen?

„Wenn die Irrtümer verbraucht sind,  
Sitzt als letzter Gesellschafter  
Uns das Nichts gegenüber.“<sup>2</sup>

Sinnfragen verlangen drängend ihre Beantwortung. Philosophien, Religionen stehen bereit, den Menschen zu beruhigen, ihn eines Sinns zu versichern, sein Leben vor der eigenen Verwerfung zu retten, anbietend Hoffnung und Glauben aufkeimen zu lassen.

- Die Ägypter balsamierten die Leiber der Toten mit Spezereien ein, um der Verwesung Einhalt zu tun und sie für das jenseitige Leben zu bewahren. Ein unlängst aufgewickelter Mumienleichnam eines zu Tode gekommenen jungen Mannes hatte den Mund geöffnet und die Zunge an die Unterlippe gepresst, damit er bei der Ansprache durch die Götter in der anderen Welt den Mund auf tue und rede und so von ihnen beachtet und ihrer Gesellschaft für wert befunden werde. Hat er den Augenblick der Anrufung versäumt, da er nun seit 3000 Jahren in der gleichen Stellung verharret? Steht dieser erst noch bevor? Oder hat ihn sein und seiner Kultur Glaube getrogen?
- Eine fünfundsechzigjährige Frau, die dem wohl nicht mehr allzu fernen Tod mit Beängstigung entgegensieht, stellt sich phantasierend vor, ihre Eltern sehen von oben mit wohlwollenden Gefühlen dem Treiben ihres Kindes zu und warten auf es. Da die Unsicherheit nur schwer zu vertreiben ist, fragt sie einen Akademiker auf ihrer Verwandtschaft: „Du hast doch so lange studiert: Müssen wir wirklich alle sterben? Gibt es keine Rettung vor dem Tod und keine Ausnahmen? Gibt es ein Leben nachher?“
- Stanley Kubricks Film „2001: Odyssee im Weltraum“, erste Szene: „Aufbruch der Menschheit“. Drei bis fünf Millionen Jahre vor unserer Zeit dämmert den Pitheziern das Bewusstsein. Zu Straußens aufblühender Zarathustra-Musik entdeckt der Pithekanthropus den Werkzeuggebrauch als Mittel des Überlebens und als tödlichen Einsatz gegen weniger Intelligente. Die Entdeckung hat ihren Preis. Er erkennt seine Sterblichkeit. Fragen kommen auf: Woher kommt, wohin geht, wer erzeugt, wer erhält das Leben? Ein nicht von der Natur produzierter, glatt behauener Stein-

quader begleitet die Anthropiden hinfert beständig und fordert Verehrung. Bedeutet er Religion? Bewusstsein? Kultur? Das Bündel der aufgeworfenen Probleme, der notwendig gewordenen Fragen?

- Jacques Annaud: „Am Anfang war das Feuer“. 80 000 Jahre vor unserer Zeit. Der Neanderthal-Mensch, der Protagonist des Films, der unter vielen Gefahren die Bewahrung und die Produktion des Feuers gelernt hat, sitzt zu Ende der Geschichte mit seiner schwangeren Geliebten und starrt in den Mond. Das Gesicht ist angespannt. Fragen spiegeln sich in ihm, die gleichen Fragen, das gleiche Verstehenwollen, ehemals wie heute.

Aufgaben genug für die philosophische Praxis.

Eine Zeit intensiver philosophischer Lebensberatung ist die Antike. Seit Sokrates kreist das Denken und seine von ihm gegebenen Antworten um Probleme des Sinns, des Woher, des Wohin. Antworten werden in Form eingängiger und eindringlicher, beinahe propagandistischer, Ermahnungs- und Lebenshilfeschriften (Protreptikoi) der verschiedenen, Sokrates' Denken aufnehmenden und fortführenden Schulen gegeben. Sie widersprechen sich in ihren Grundannahmen, in ihren Folgerungen für die Lebenspraxis, in ihren Präskriptionen zur rechten Lebensführung. Alle versuchen eine Antwort für Sinn und Bedeutung, für Handhabung und Bewältigung dieser drei: Schmerz, Tod und Fortleben.

Die Schulen gleichen Psychotherapieausbildungsinstituten. Die Lehre und das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler (Übertragung) ist integraler Bestandteil der Lebensführung, des Überzeugungsgebäudes, des Zutrauens in die Richtigkeit der Antworten. Vertrauen erleichtert die Durchführung der anempfohlenen Lebenspraxis und heilt wie in heutigen Psychotherapien, wo nicht ganz, so doch in die intendierte Richtung.

Praktische Philosophie stützt und erleichtert die Lebensmühe. Gemeinsame Überzeugungen und gemeinsames Tun bringt Gleichgewicht, schafft Identität. „Handle stets so, als ob es Epikur sähe“<sup>43</sup>, war Grundsatz seiner Schüler. Glück, ja Glück-

seligkeit wird als Ergebnis und Ziel der philosophischen Praxis von allen antiken Lebenskunstschulen versprochen und wohl auch von einigen Individuen und graduell erreicht. In hymnischen Worten wird sie beschreiben, etwa von den Epikureern: „Glück und Seligkeit liegen nicht in einer Menge Goldes oder in der Gewichtigkeit der Geschäfte oder in Regierungsämtern und Macht, sondern in Schmerzlosigkeit, Ruhe der Leidenschaften und einer Seelenverfassung, die das Naturgemäße umgrenzt“.<sup>4</sup>

Verweilen wir bei Epikur und seiner Handhabung der drei großen Fragen.

### **Tod.**

Laßt euch nicht verführen!  
Es gibt keine Wiederkehr.  
Der Tag steht in den Türen;  
Ihr könnt schon Nachtwind spüren:  
Es kommt kein Morgen mehr.

„Der Tod geht uns nichts an“<sup>5</sup>, lehrt Epikur. Wir bestehen nicht aus Leib und Seele, wovon ersterer als vergänglich gilt, letztere als fortlebend, sondern wir verfallen dem Tod ganz und auf ewig. „Wir sind ein einziges Mal geboren. Zweimal geboren zu werden ist nicht möglich. Die ganze Ewigkeit hindurch werden wir nicht mehr sein“.<sup>6</sup> Ein Epikureer des 18. Jahrhunderts, Voltaire, wandelt den Gedanken ab: Unser kurzes Leben ist „zwischen zwei Ewigkeiten“ lediglich eingeschoben oder eingefügt.<sup>7</sup> Den Epikureer geht der Tod nichts an; „denn was sich aufgelöst hat, hat keine Empfindung. Was aber keine Empfindung hat, geht uns nichts an“.<sup>8</sup> Das schauerliche Übel Tod verliert den Schrecken: „Denn solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, existieren wir nicht mehr. Er geht also weder die Lebenden an noch die Toten“.<sup>9</sup> Der Körper zerfällt in die gröberen Atome, aus denen er besteht, und die Seele in die feineren ihrer Zusammensetzung. Sie werden im Bau der Welt und ihren Veränderungen weiterverwendet.

Wenn der Tod uns nicht betrifft, ist der selbstgewählte Tod der Gipfel der menschlichen Unvernunft. „Was ist lächerlicher als den Tod zu suchen, nachdem du das Leben unruhig gemacht hast durch die Furcht vor dem Tode?“<sup>10</sup> Die Angst

vor dem Tod ist nichtig und ihre Beseitigung eine ständige Aufgabe. „Übe dich im Sterben“<sup>11</sup>, sagt Epikur und von der gegnerischen stoischen Schule hallt als Gemeinsamkeit herüber: „Ein Leben lang muß man sterben lernen“.<sup>12</sup>

### **Schmerz.**

Laßt euch nicht betrügen!  
Das Leben wenig ist.  
Schlürft es in schnellen Zügen!  
Es wird euch nicht genügen  
Wenn ihr es lassen müßt!

Das Leben ist nicht nur wenig, sondern voller Schmerz. Epikur predigt seine Vermeidung. Bleibe fern der Welt, die in Leidenschaften, Gier, Zank und Hader ein Phantomglück zu erjagen sucht. Schare Freunde um dich, die du liebst, und philosophiere über die dir bedeutsamen Fragen. Gemeinsame Besinnung kann sie in ihrer Bedrohlichkeit bezwingen oder wenigstens entschärfen. „Wer jung ist, soll nicht zögern zu philosophieren, und wer alt ist, soll nicht müde werden im Philosophieren. Denn für keinen ist es zu früh und für keinen zu spät, sich um die Gesundheit der Seele zu kümmern“.<sup>13</sup> Selbst wenn der Schmerz körperlicher oder geistiger Art uns befällt, ist der philosophisch Geschulte und Gestärkte zu kompetenter Bewältigung in der Lage. „Jeder Schmerz ist leicht zu verachten. Bringt er intensives Leiden, so ist die Zeit kurz bemessen, hält er sich lange im Fleische auf, dann ist er matt“.<sup>14</sup>

### **Lust.**

Laßt euch nicht verträsten!  
Ihr habt nicht zu viel Zeit!  
Laßt Moder den Erlösten!  
Das Leben ist am größten:  
Es steht nicht mehr bereit.

Sie ist das größte Gut des Menschen, Schmerz sein größtes Übel. Der Philosoph wird selbstverständlich nach soviel Lust wie möglich streben, sofern sie mit Schmerzfreiheit vereinbar ist. Die meisten Vergnügungen haben allerdings auf die Dauer mehr Schmerz im Gefolge. Bedingungslose Lustjagd ist also zu bezahlen. Zu viel und zu gut essen schadet der Gesundheit. Zu viel haben

wollen bringt in Konflikt mit anderen Menschen und den Normen der Gesellschaft. Zuviel Liebesgier bindet an Frauen und knechtet durch Begehrlichkeitsfixierung. Beides bringt Unfreiheit und Missbehagen. Darum „lebe im Verborgenen“!<sup>15</sup> Lies, philosophiere und denke über die Natur der Dinge nach.

In diesem Punkt der Lebenspraxis gehen die Wege der Epikurschüler in bestimmter Weise auseinander. Horaz, der den Wein und die Frauen mit dem gebührenden Maß, das der Meister aus Samos vorgab, liebte und begehrte, stand an dem einen epikureischen Extrempunkt, von dem aus er, sich selbst persiflierend, als „Schwein aus der Herde Epikurs“ (epist. 1, 4, 16) bezeichnen kann, der die poetische Schilderung des herrlich prangenden Frühlings unvermittelt durch die aufrüttelnde Verszeile unterbricht: „Der bleiche Tod pocht mit dem gleichen Fuß an die Hütten der Armen und die königlichen Paläste“ (carm. 1, 4). Epikureisches Lebensgefühl in seiner weiten Spannung. *Carpe diem*. An dem gleichen Kontinuumsende steht das Gedicht „Gegen Verführung“<sup>16</sup> des Verfassers der „Hauspostille“, dessen Strophen hier zu Eckmarken wurden, da ihr Dichter epikureischer Lebenspraxis am nächsten zu kommen scheint.

Am gegenüberliegenden Ende steht die Genügsamkeit Epikurs selbst: „Wenn man Brot und Wasser hat, dann darf man sogar mit Zeus an Glückseligkeit wetteifern“.<sup>17</sup>

### **Fortleben.**

Laßt euch nicht verführen  
Zu Fron und Ausgezehr!  
Was kann euch Angst noch rühren?  
Ihr sterbt mit allen Tieren  
Und es kommt nichts nachher.

Hofmannsthals Jedermann ängstigt sich vor dem Tod, da er doch kaum gelebt habe. Die Mehrzahl der Menschen verhält sich so unverständlich, wie es Epikur beschreibt: „Jedermann geht aus dem Leben, wie wenn er eben erst geboren wäre“.<sup>18</sup> Er hat es nicht zu nutzen gewusst. Er hat die korrelative Polarität von Tod und Lust nicht gelebt. „Der Weise lehnt weder das Leben ab noch fürchtet er das Nichtleben. Denn weder belästigt ihn

das Leben, noch meint er, das Nichtleben sei ein Übel.“<sup>19</sup>

Im besonderen ängstigen sich die Menschen vor wiederkehrenden Toten, die sie im Traum heimsuchen und sie deshalb wirklich dünken. Eine falsche Anschauung, gegen die uns der römische Epikureer Lukrez verwahrt:

„daß wir nicht etwa meinen, die Seelen / kämen vom Acheron los und es gäb zwischen Lebenden, Schatten / oder etwas von uns könne nach dem Tode noch bleiben, / wenn der Körper zugleich und das Wesen der Seele vernichtet / auseinander tritt jeweils in die Körper des Ursprungs.“<sup>20</sup>,

die Atome nämlich.

Überdies ist dem Traum die Vorstellung der Götter zu verdanken, die sich als riesige und zürnende Menschen nächtens zeigen, den Sterblichen drohen und Furcht vor Strafe einflößen. Opfer, Religion, ständige Angst und schlimmes Gewissen folgen für die Menschen aus diesem Glauben. Sie leben in fortwährender Furcht vor den Göttern, „daß nicht etwa wegen schändlicher Tat oder herrischem Worte nahe gerückt ist die lastende Zeit der Zahlung der Sühne.“<sup>21</sup>

Die Götter, wie sie die Schule der Stoiker konzipierte, sind zu moralischen Richterinstanzen geworden, die Epikurs Kritik herausfordern: „Denn wer soll nicht einen Gott fürchten, der alles plant, bedenkt, bemerkt und der in seiner Neugierde und Geschäftigkeit meint, daß ihn alles angehe?“<sup>22</sup> Aber die Träume sind eitel und keine Indizien für das Wirken von Göttern. „Die Träume haben keine göttliche Natur und keine zukunftsverkündende Kraft, sondern sie entstehen gemäß dem Einfallen der Bilder.“<sup>23</sup>, der Abziehbilder aus feinen Atomen nämlich, die sich von den Dingen lösen und auf unser Auge treffen bzw. nächtlich durch die Poren des Körpers dringen und den Traum bilden.

Die epikureischen Götter sind anders. Feinstofflich aus Atomen zusammengesetzt wohnen sie in den Zwischenräumen der Gestirne, den Intermundien, und leben ein seliges Leben. Sie kümmern sich um ihre Erhaltung und ihre Lust, nicht um die der Menschen. Epikur beschreibt ihre Natur: „Was glücklich und unvergänglich ist, hat weder selber Sorgen noch bereitet es an-

deren solche. Es hat also weder mit Zorn noch mit Gefälligkeit etwas zu schaffen; denn alles Derartige gehört zur Schwäche“.<sup>24</sup> Die Götter sind vielmehr Paradigmen des epikureischen Ideals der lustvollen Seligkeit und Seelenruhe, an denen sich der Philosoph orientiert.

Unnötig also, sich wie der Pöbel zu benehmen, der, in Philodems Worten, „bei Traumerscheinungen sich ängstlich duckt“.<sup>25</sup> Unnötig, in Angst vor Tod und Höllenstrafen zu leben, so dass „sie die Fähigkeit für ihr weiteres Leben einbüßen, sich wohl zu fühlen“.<sup>26</sup> Der Philosoph, der sich mit Epikurs Lehre gewappnet hat, ist mit Philodem in der Lage, „ein Hohngelächter dem Tode gegenüber anzuschlagen“.<sup>27</sup> Und Metrodor, Freund und Gefährte Epikurs, sekundiert: „Ich bin dir zuvorgekommen, o Tyche. ... Wenn das Schicksal uns abrufft, dann speien wir kräftig dem Leben ins Gesicht und den Leuten, die sich so erbärmlich daran klammern, und wir schreiten aus dem Leben mit einem schönen Pöan, indem wir den Kehrreim dazu singen: ‚Ach, wie war das Leben schön‘!“<sup>28</sup>

Des epikureischen Praktikers und Beraters Aufgabe war also aus der Lehre vorgezeichnet. Wie der Arzt den Kranken, sollte er die Schüler und Klienten von der Furcht befreien und ihnen die Einrichtung in einem ausschließlich diesseitigen und einmaligen Leben ermöglichen. Er trifft sich hierin mit heutiger philosophischer Praxis, die eben erst wiederaufzuleben begonnen hat. Denn die Philosophen der letzten hundert Jahre „sind auf alle möglichen, auch brillanten Ideen gekommen, nur nicht darauf, sich all den Individuen dialogisch anzubieten, die mit der drängenden Frage durch die Welt laufen, wie sie ihr Leben führen sollen“.<sup>29</sup> Die „verbeamtete Denkerschaft“ investiert ihre Energie in theorieverliebte und -verbohrte „Insiderdebatten“, bleibt aber „gegenüber Fragen und Problemen konkreter Lebenspraxis“<sup>30</sup> indifferent oder blind.

Philosophische Praxis als Lebensberatung geht auf „die praktische Selbsterschaffung und Selbstverwirklichung von Individuen“<sup>31</sup>, wie es in der Antike von Sokrates an geübt wurde, der reines Theoretisieren seiner zudringenden Fragetechnik unterzogen hätte. Philosophieren als Eigenbeschäftigung und als Beratung bringt nicht in ei-

nen endgültigen Zustand der Vollendung, „sondern ist eine perpetuelle Veränderung oder Erweiterung im Zeichen endlicher Existenz“.<sup>32</sup>

Damit sind auch hier die Fragestellungen der drei eingangs aufgeführten Probleme, von denen alle übrigen als Abwandlungen betrachtet werden können, aufgegriffen. Psychologie trifft sich mit der seit und durch Freud abgewerteten Philosophie. Obwohl erstere noch verhalten in ihrem Bezirk zurücksteht, ist eine zukünftige fruchtbare Interaktion und Kooperation beider mühelos vorstellbar. Einzig die Rational-emotive Therapie von Albert Ellis, die Emotionalität intensiv über argumentative Techniken angeht, scheint eine Ausnahme. Ellis' Äußerung: „Ich würde sagen, die Philosophen hatten den größten Einfluß auf mich“,<sup>33</sup> macht ihn insoweit von den psychologischen Therapien zu einer Vermittlung am ehesten geeignet.

- 1) J.-P. Sartre: *L'Être et le Néant*. Paris: Gallimard, 48. Aufl. 1955, S. 631.
- 2) Bertolt Brecht: *Die Gedichte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1981, S. 99.
- 3) Epikur: *Von der Überwindung der Furcht*. Katechismus, Lehrbriefe, Spruchsammlung, Fragmente, übersetzt von O. Gigon. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 2. Aufl. 1985, S. 121. [Vgl. Sen. epist. 25,5; Anm. d. Red.]
- 4) ebd. S. 167.
- 5) ebd. S. 59.
- 6) ebd. S. 106.
- 7) Voltaire: *Oeuvres complètes*, vol. 16. Paris: P. Plancher, 1818, S. 160.
- 8) Epikur: a. a. O., S. 59.
- 9) ebd. S. 101.
- 10) ebd. S. 163.
- 11) ebd. S. 120.
- 12) Seneca: *Die Kürze des Lebens*, übersetzt von F. P. Waiblinger. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 1976, S. 35 [= dial. 10,7,3].
- 13) Epikur, a. a. O., S. 100.
- 14) ebd. S. 106.
- 15) ebd. S. 167.
- 16) B. Brecht, a. a. O., S. 260.
- 17) Epikur, a. a. O., S. 168.
- 18) ebd. S. 111.
- 19) ebd. S. 101f.
- 20) Lukrez: *Welt aus Atomen*, übersetzt von K. Büchner. Zürich: Artemis-Verlag, 1956, S. 321 (4, 37-40)
- 21) ebd. S. 509.
- 22) Epikur: a. a. O., S. 126.

- 23) ebd. S. 107.  
 24) ebd. S. 123.  
 25) H. Diels: Philodemos, Über die Götter. Abhandlungen der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Nr. 7. Berlin: Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften, 1916, S. 49.  
 26) ebd. S. 50.  
 27) ebd. S. 95.  
 28) ebd. S. 97.

- 29) R. Driever: „Philosophische Praxis ist ein Beitrag zur Lebenskunst oder sie ist gar nichts.“ Auszüge aus einem Gespräch von Peter K. Müller mit Ralph Driever. Agora Nr. 14/15, 1993, S. 5.  
 30) ebd. S. 6.  
 31) ebd. S. 8.  
 32) ebd. S. 9.  
 33) M. D. Yapko: Ein Interview mit Albert Ellis. M. E. G. a. Phon Nr. 19, 1994, S. 9.

FRANZ STRUNZ, 82041 Deisenhofen

## Aus der Praxis für die Praxis

### „Fächerübergreifender Unterricht“

„Fächerübergreifender Unterricht (FU)“ und „Legitimation des Latein-Unterrichts (LU)“ sind Themen, die zwar die Gemüter bewegen, zu deren vermeintlicher Förderung aber auch manches Irrige beigetragen wird. So in FORUM CLASSICUM 2/97, S. 85f. unter dem Titel: „Grundsätzliches zum Problem des fachübergreifenden (Latein-)Unterrichts“ von W. Erdt.

Über die Legitimation des LU ist in den letzten Jahrzehnten so viel diskutiert und publiziert worden, dass der Verf. des o. g. Beitrages wissen musste, dass es in gar keiner Weise hilfreich ist, zu diesem Thema lediglich „grundsätzliche“ Erklärungen abzugeben. Man kann aus ihnen nichts herleiten, solange nicht die Umsetzbarkeit in der curricularen Praxis nachgewiesen ist.

Was nun den FU betrifft, so scheint mir, dass alle „grundsätzlichen“ Erklärungen und wortreichen Auslassungen zu diesem Thema dasselbe Schicksal der Wirkungslosigkeit ereilen wird. Über FU lässt sich sinnvoll erst aufgrund von Modellen reflektieren.

Wenn aber W. Erdt in seinem o. g. Beitrag die Ringvorlesungen einer Universität in einem Atemzug mit dem FU am Gymnasium nennt, wenn er den FU als bloßes „Hinaussehen über den eigenen Gartenzaun“ (!) bezeichnet und zum Schluss in einer sehr allgemeinen Weise die sprachlich-formale Seite des LU heute noch als dessen alleinigen Wert hinstellt, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er sich

gar nicht praktisch mit dem Fachübergreifen auseinandergesetzt hat und die Prozessualität des „Fachübergreifens“ nicht sieht.

Der FU liefert nicht köstliche Zutaten zum ansonsten harten Brot, sondern jedes Fachübergreifen bedeutet einen fortschreitenden Erkenntnisgewinn! Und das Erarbeiten dieses Gewinnes ist immer mit Schulung verbunden: sowohl der formalen Fähigkeiten als auch der inhaltlichen Fähigkeiten, die zu einer ganzheitlichen Didaktik hinzugehören. Natürlich ver falle ich jetzt nicht in denselben Fehler einer lediglich grundsätzlichen Erklärung, sondern äußere mich aufgrund einer Untersuchung, in der es meine Absicht war, einerseits entgegen dem bloßen Hinaussehen über den Zaun, andererseits entgegen dem bloßen Wildern in anderen Fächern methodische Möglichkeiten dieses fortschreitenden Erkenntnisgewinnes aus der anschaulichen schulischen Praxis heraus aufzuzeigen und die typischen stabilen Strukturen und damit die Seriosität des fachübergreifenden Verfahrens nachzuweisen. Es ist enttäuschend, wenn vorliegende Publikationen, die mehr als Berichte sein wollen, sich in narrativer Weitschweifigkeit ergehen, sich aber nicht um das Typische und Transferierbare eines fachübergreifenden Modells mühen, sondern jedes Modell wie einen Solitär in der didaktischen Landschaft stehen lassen. In meiner Untersuchung habe ich daher auf die bisher vermisste, aber dennoch dringend notwendige Sicht-